



Patrick Raynal

**Ein Fisch
namens Le
Capitaine**

GourmetCrime

s&c 07/2008

Ein Privatdetektiv aus Nizza bekommt statt Honorar ein Flugticket nach Mali und gelangt so nach Bamako. Kaum gelandet, verplaudert er sich im Taxi über seine Tätigkeit und erhält prompt einen Auftrag: Der Taxifahrer möchte seine Nichte Aïda aus der Gefangenschaft eines reichen, korrupten und brutalen Ex-Ministers befreien, für den sie als Dienstmädchen arbeitet. Es beginnt eine abenteuerliche Reise durch die Hitze Bamakos.

ISBN: 3-203-85203-9

Aus dem Französischen von Nikolaus de Palezieux

Verlag: Europa Verlag

Erscheinungsjahr: 2002

Umschlaggestaltung: +malsy, kommunikation und gestaltung,

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

GourmetCrime:
Mali

**Patrick
Raynal**
**Ein Fisch
namens**
Le Capitaine



Herausgegeben von Jürgen Alberts

**Europa Verlag
Hamburg • Wien**

© Europa Verlag GmbH Hamburg, September 2002
Umschlaggestaltung: +malsy, kommunikation
und gestaltung, Bremen
Satz: Hanseatisches Satzkontor, Hamburg
Druck und Bindung: Offizin Andersen Nexö,
Leipzig
ISBN 3-203-85203-9

Informationen über unser Programm erhalten Sie
beim Europa Verlag, Neuer Wall 10, 20354
Hamburg oder unter www.europaverlag.de



Um ehrlich zu sein, arbeite ich nicht genug, als dass die Vorstellung von Ferien besonders sinnvoll für mich wäre. Ich verbringe meine Zeit mit Warten, den Hintern in einen heruntergekommenen Sessel gepackt, und mit einem Kunden, der gewöhnlich sofort und mit der Gier eines libanesischen Geschäftsmannes mein Honorar herunterhandeln will. Kein Mensch mag Privatdetektive, und solchen Leuten Geld zu geben ist oft gleichbedeutend damit, sich einer geheimen Schandtat schuldig zu fühlen. Man offenbart sie allenfalls solchen Ohren, die bereits vollständig von den Schweinereien unserer wunderbaren freiheitlichen Gesellschaft versaut sind.

Deshalb habe ich mir diesen Job ja ausgesucht. Weil er die Menschen, die mir in normalen Zeiten auf dem Kopf herumtanzen, dazu bringt, heimlich, mit einem Ausdruck der Verachtung auf den Lippen und mit einer Brieftasche, die so weit offen steht wie ein Klopapierspender, zu mir zu schleichen.

Ich erwähne das alles, um klarzustellen, dass die Vorstellung von Urlaub mir genauso fremd ist wie die von Tourismus und dass ich ungern Grenzen überquere, es sei denn, man gibt mir ausdrücklich den Auftrag dazu und bezahlt mich dafür. Ich habe einen heiligen Bammel vor dem

Elend der anderen, und da ich bereits ein paar Mal gereist bin, weiß ich ziemlich genau, dass der Geruch von Scheiße nur auf dem eigenen Klo einigermaßen erträglich ist. Der Rest besteht mehr oder weniger darin, die Flugzeuge und Luxushotels zu füllen, was eine besonders blöde Art ist, seine idiotischen Mitmenschen davon zu überzeugen, dass sie weniger als andere darstellen und sich besser in ihrem kleinen Paradies abrackern, anstatt rumzunörgeln, sie wollten ein größeres haben.

Denen, die noch nicht überzeugt sind, rate ich, den Preis für ihre Reise einmal mit dem mittleren Einkommen der Leute zu vergleichen, in deren Land sie fahren. Soll heißen, dass ich mich nie wirklich wohl gefühlt habe, wenn ich die Sahara in einem Airbus überflog, der mit Forschungsreisenden in geblümten Bermudas voll gestopft war.

Gewöhnlich erkenne ich Leute, die pleite sind, auf den ersten Blick. Ich ahnte sehr wohl, dass der kleine Kerl, der mich gebeten hatte, seine verschwundene Tochter unter den Junkies in Nizza aufzuspüren, nicht gerade in Geld schwamm, aber als er mir mit zittriger Hand ein Flugticket als Bezahlung gab, nahm ich es, ohne zu zögern.

»Ich habe nur das«, meinte er und seufzte wie

ein geprügelter Hund. Man hätte meinen können, dass der Ausdruck »am Ende seiner Kraft sein« extra seinetwegen erfunden worden wäre. »Mein Chef hat mir das anstelle der Prämie gegeben, die er mir schuldete ... Aber was soll ich in Bamako?«

Und ich? Ich nahm das Ticket, und in jedem Fall hat der kräftige Tritt in den Hintern, mit dem ich später den Dealer bedacht habe, mich für ein paar meiner Mühen entschädigt.

»Der Rückflug ist offen«, setzte der Kerl noch mit dünnem Lächeln hinzu. Scheinbar sollte das den Wert des Tickets erhöhen ...

Auf diese Weise bin ich nach Bamako geflogen, wo ich eigentlich nichts zu tun hatte.



Ich habe die Meute der Passagiere vorbeiziehen lassen und mich dann mit hoch erhobener Nase auf den Asphalt niedergelassen, die Nüstern weit geöffnet angesichts des so besonderen Geruchs von Schwarzafrika: ein Duft, der nach Erde, Gewürzen, Moschus und eben dem Unbestimmbaren riecht, das einen an eine leichte Verwesung denken lässt, eine säuerliche Gärung, die man auch dann feststellt, wenn man seine Nase in eine Kalebasse mit *dolo* steckt, dem Hirsebier, das in den Buschdörfern feilgeboten wird. In der trockenen und heißen Luft lag eine Staubwolke, die dem Ganzen einen leichten Anstrich einer alten Sepiafotografie gab.

Um ehrlich zu sein, ich war sehr froh, in diese Weltgegend zurückzukehren. Glücklich und voller Erinnerung an die Zeit, als wir die Wüste noch am Steuer unserer Peugeots durchquert haben, die wir zum günstigsten Preis in Nizza erstanden hatten und die wir mit Gewinn in Obervolta (damals war die Bezeichnung Burkina-Faso noch nicht erfunden), in Niger, Benin oder Togo weiterverkauften. Der Gewinn war nicht riesig, aber es reichte immerhin für die Reise und das Abenteuer. Er öffnete uns das Fenster zur großen, weiten Welt, und als wir auf der Piste einer Targuis-Karawane begegneten, nahm die

Welt plötzlich die Farbe unserer Träume an. Das war mitten in den Siebzigern, in der Zeit also, als wir noch an die phantastische Unbesiegbarkeit der Völker glaubten, die durch unsere anmaßende Jugend vereint schienen.

Bei meiner letzten Reise, nachdem ich einen mehr als abgefahrenen 404 mit Plane an einen Buschtaxi-Unternehmer verkauft hatte, hatte ich beschlossen, nicht mehr nach Frankreich zurückzukehren. Die Internationale, um sechs Uhr früh aus vollem Hals von einem Trupp Soldaten in einem Lager in Benin gesungen, hatte mich restlos davon überzeugt, dass das aufstrebende Afrika meiner Dienste bedurfte. Damals verabscheute ich jeglichen Zynismus und Lauheit und übersah dabei völlig, dass die Weltbank und der Internationale Währungsfonds sich anschickten, diesen Kontinent nachhaltig auf die Knie zu zwingen, der so naiv gehofft hatte, sich seiner Kolonisatoren entledigt zu haben. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich mit den Entwicklungshelfern aus Frankreich und den Friedenskorps-Leuten aus Holland oder Amerika Bier getrunken und Joints geraucht habe, aber ich erinnere mich noch sehr gut an den Tag, an dem ich gesehen habe, wie die Vorräte, die von der UNO hierher geschickt worden waren, im Laden des örtlichen Machthabers für teures Geld verkauft wurden.

An dem Tag habe ich Afrika verlassen, um nie wieder zurückzukommen.

»Wohin geht's, Chef?«, fragte mich der Fahrer des gelben, klapprigen und mit einem Taxischild bekrönten R12, in dem ich Platz genommen hatte.

Gute Frage. Da ich eigentlich nichts in einer Stadt zu suchen hatte, in die ich niemals auch nur einen Fuß gesetzt hatte, schien mir diese Frage sogar wesentlich.

»Ich weiß nicht. Vielleicht ein Hotel ...«

Wellblechhütten, Häuser, von denen man nicht recht wusste, ob sie gerade gebaut oder abgerissen wurden, Jungen mit Shorts und zerrissenen T-Shirts, die im rötlichen Staub herumkrochen, Frauen mit *boubous* und steifen Nacken unter den mit Früchten beladenen Schüsseln, Männer, die auf den Fersen vor einem fast leeren Marktstand hockten, Kleinbusse, die unter dem Gewicht wahrer Menschenknäuel fast zusammenbrachen, und Schwärme von Motorrollern, die gegen den Verkehr fuhren – so deckte Bama-ko sich mit meiner Erinnerung an andere afrikanische Städte. Stellte man sein Alter und den Verkehr in Rechnung, dann bahnte sich der furchtlose Taxifahrer den Weg mit einer Meisterschaft, die er zweifellos auch brauchte, um sein Autowrack überhaupt in Gang zu halten. Der

Verkehr beruhte auf Bluff. Der Mutigste hatte hier Vorfahrt, alle anderen mussten bremsen. Und was meinen Fahrer betraf, so hatte ich sehr schnell den Verdacht, dass seine Dreistigkeit in erster Linie das Ergebnis eines erschreckenden Mangels an Bremsen war. Er berechnete seine Bahn nach den sichtbaren Hindernissen und behielt sie dann bei, ganz egal was passierte. Die anderen Fahrer waren sich seiner Probleme offenbar bewusst, denn die meisten waren so stilvoll, nicht auf ihrem Recht zu bestehen.

»Sie kommen wegen der Konferenz?«, fragte er mich, als er wie geistesabwesend beinahe die Stoßstange eines Lastwagens erwischte.

»Welche Konferenz?«

»Weiß ich selbst nicht. Es sind hier gerade mindestens zehn. Bamako ist berühmt für seine Konferenzen.«

Es schien, als wäre er reichlich stolz darauf. So dass ich noch verlegener wurde, weil ich wegen gar nichts hier war.

»Ich bin Journalist«, log ich.

Die Antwort schien ihm zu gefallen. Er schüttelte zufrieden den Kopf und erhöhte spürbar das Tempo seines armen Autos, das anfing zu vibrieren, als wollte es sich einiger überflüssiger Karosserieenteile entledigen.

»Ich habe einen Cousin in Paris, der Taxi fährt«, meinte er lachend. »Er sagt, dass die Leute

ihm immer ein gutes Bakschisch geben, wenn er sich beeilt.«

»Stimmt, aber ich bin aus Nizza. Da nimmt man sich gerne etwas mehr Zeit.«

Er lächelte mich breit an und nahm sogleich, überzeugt davon, das Thema Bakschisch geschickt abgehandelt zu haben, das Gebaren eines Senators an.

»Welche Sorte Journalist? Radio? Fernsehen?«

Hör auf zu lügen, sagte ich mir und beschloss, mich für mein Lieblingsmedium zu entscheiden.

»Radio«, sagte ich. »Ich arbeite für Radio France.«

Er drehte sich um, warf einen Blick auf mein wenig Gepäck und schüttelte den Kopf mit der Miene desjenigen, mit dem man so was nicht machen konnte.

»Unmöglich, ohne eine Nagra. Alle Journalisten von Radio France kommen mit ihrer Nagra.«

Scheiße! Ich blickte um mich, als hätte ich gerade gemerkt, dass ich etwas vergessen hatte, aber das Unglück war schon geschehen. Der Kerl fragte sich bereits, warum ich mir die Mühe gemacht hatte, ihm solche Lügen aufzutischen.

»Okay«, sagte ich. »Ich bin kein Journalist ... Na ja, nicht ganz ... Ich stelle wohl Nachforschungen an, aber ich bin Detektiv.«

Als ich das sagte, spürte ich, dass die Wahrheit es auch nicht besser machte, sondern ganz im

Gegenteil, und dass es das Beste wäre, in einem Land, in dem man nichts zu tun hatte, die Klappe zu halten und zuzugeben, dass man als Tourist kam, auch wenn einem das den Mund und die Prinzipien zerriss.

»Detektiv!«, zischte mein Fahrer und sah mich an, als würde er mehr als die Hälfte des amerikanischen Films in seiner Kiste transportieren.

Beschämt hielt ich während der restlichen Fahrt meine große Klappe und tat so, als würde ich die nachdenklichen Blicke nicht bemerken, die der Kerl mir in seinem Rückspiegel jedes Mal zuwarf, wenn der Verkehr im Stadtzentrum ihm dieses Vergnügen ließ.

»Voilà ... Hôtel de l'Amitié, das beste in Bamako«, meinte er, als er vor den Türen eines großen rötlichen Gebäudes hielt.

Er wollte von mir eine exorbitante Summe haben, die ich noch um ein fürstliches Bakschisch erhöhte, was aber meine Schmach kaum geringer machte: fünftausend Francs CFA (*colonies françaises*), also fünfzig Francs oder, wie ich bald erfahren sollte, ein Viertel des Mindestlohns in Mali.

Kurz darauf stand ich am Fenster eines Zimmers im zwölften Stock des einzigen richtigen Hauses in Bamako, sah hinunter auf den Niger mit seinen vielen kleinen Inseln und den winzigen Einbäumen, wie er gleichgültig dahinfloss,

und wartete, dass es einem ebenso langsamem Zimmerservice in den Kram passte, mir mein Bier zu bringen.

Wenn sich jemals einer gefragt hatte, warum er überhaupt hierher gekommen war, dann ich.



Ich weiß, dass es dem bisschen, das von meiner politischen Überzeugung noch übrig geblieben ist, völlig widerspricht, aber ich liebe den Luxus. Ich trage nur Baumwolle, Leinen oder Tweed, ich fahre ein altes englisches Cabriolet, das schon bessere Tage gesehen hat, und immer, wenn meine Spesen es erlauben, steige ich in guten Hotels ab. Trotz des gemächlichen Zimmerservices und des etwas schlichten Komforts seiner Zimmer konnte das Amitié als Luxusetablissement durchgehen in einem Land, wo allein dieser Ausdruck eine Provokation war. Die Klimaanlage funktionierte, das Hotel besaß einen riesigen Pool und vor allem eine Bar, die genügend mit Standard-Alkoholika ausgestattet war. Whisky, Gin, Wodka und Pastis waren mit jeweils nur einer Marke vertreten, aber das reichte völlig für das, was ich mit ihnen anstellen wollte. Außerdem gestatteten mir der Zimmerpreis und der Preis für die Getränke, weitgehend meinem Wochenprogramm zu folgen (Zimmer, Pool, Bar und wieder zurück), ohne mein Budget zu sehr zu beeinträchtigen. Schließlich waren es meine Ferien, und ich war wild entschlossen, sie ohne einen Blick für die Außenwelt zu verbringen. Die Erfahrung mit dem Taxi hatte mich davon überzeugt, dass ich da draußen ein bedauernswerter

Tourist wäre, sogar gefährlich lebte, und ich hatte keine Lust, auch noch Schuld, Scham oder Wut zu dem ohnehin zweifelhaften Fest meines Hierseins einzuladen.

Die Bar des Hotels hieß Le Tombouctou. Eine Ironie des Schicksals, wenn man bedenkt, dass dies der erste Name war, der in den Büchern meiner Jugend mich das erste Mal die Lust spüren ließ, meine Anker in der großen, weiten Welt auszuwerfen. Jetzt war ich in Tombouctou, und, mein Gott, ich hatte nicht die geringste Lust, wieder abzuhauen. Ein Orchester, das aus fünf Musikern bestand, spielte unter den gleichgültigen Ohren der zwei Tischgesellschaften afrikanischer Geschäftsleute kubanische Merengués. An der Bar standen drei Hotelmiezen in knappen Hosen und mit allem erdenklichen Schmuck behängt, wiegten die Hüften im Takt und warfen mir schmachtende Blicke zu.

Der erste Gin-Tonic hatte auf mich die Wirkung einer Neutronenbombe. Ich hatte geschickterweise geglaubt, das Frühstückstablett unangestastet zurückgehen lassen zu müssen, das im Flugzeug serviert wurde (die Wahl zwischen *Klassikern der französischen Küche* und *Köstlichkeiten der Welt* hatte mich in die Situation von Buridans Esel gebracht, der sich zwischen einem Heuhaufen und einem Eimer Wasser nicht entscheiden

konnte), und seit dem Vormittag schwappte in meinem Magen ein Brei aus Crackern, schlechtem Champagner und Scotch. Und außerdem begann die Welt allmählich in einem Nebel aus Farben und Klängen zu verschwimmen, aus dem die Worte eines alten Schlagers drangen, den ich zu gut kannte, um in einem früheren Leben mit ihm fertig geworden zu sein.

De tu querida presencia

Commandante Che Guevara ...

Das klang verdammt noch mal um einiges besser als in meinen linken Lagerfeuer-Erinnerungen, und ich fing an, auf meinem Stuhl hin und her zu wippen, und lächelte still beim Gedanken an den Jesus im roten Stern.

Das hätte ich nicht tun sollen. Die jüngste der Hotelmiezen, eine Göre mit einer Frisur wie eine Rasta-Queen, bezog es auf sich und tänzelte sofort in Richtung meines Tisches.

»Lädst du mich zu einem Drink ein?«, meinte sie und beförderte zaghafte ihre beiden Pobacken auf einen Barhocker.

Aus der Nähe betrachtet war sie hinreißend. Eine kleine rosa Zungenspitze war zwischen ihren fleischigen Lippen zu sehen, ihre nach hinten gesteckte Haarpracht legte ihre klare Stirn frei und rahmte ihr ovales Gesicht mit einem Schwall von Locken ein, die dunkelrot und kupfern schimmerten. Ich weiß nicht, wie sie es geschafft

hatte, ihren gewölbten Hintern in die kurze schwarze Hose zu stecken, aber alles zusammen hatte exakt den Charme einer Juwelierarbeit.

Ich gab dem Kellner ein Zeichen, sie bestellte eine Cola, ich noch einen Gin-Tonic, und wir saßen da und lächelten uns an und schwiegen, während der Kellner Stunden brauchte, um uns zu bedienen. Mit ihrer Art, sich ungeschickt in ihrer Hose und ihrem winzigen Stück Jacke zu drehen, ließ sie mich an das Mädchen in George Brassens' Chanson denken. Hübsch, frisch, aber noch nicht gut genug gekleidet, um in etwas höheren Etagen mitzumischen. Es war schwer, ihr Alter zu schätzen. Ihren Gesichtszügen und dem Profil nach fünfundzwanzig, aber viel jünger nach der Art, wie sie mit beiden Händen das Glas ergriff und es mit rollenden Augen und dem entzückten Seufzen einer Schülerin austrank.

»Ich heiße Kojokassa«, sagte sie und reichte mir eine Hand mit kurz geschnittenen Fingernägeln, die mit blaurotem Lack beschmiert waren.

»Corbucci«, gab ich zurück.

Ihre Hand war ganz heiß, weich und gleichzeitig schwielig. Sie wiederholte meinen Namen mehrere Male. Ihr Akzent ließ ihn rollen und zischen, und zwar auf eine Art, die meinen italienischen Maurermeistervater sicher hätte lächeln lassen.

»Bist du wegen der Konferenz gekommen?«, zwitscherte sie.

»Nein, ich bin wegen nichts hier ... um was zu trinken und dir was anzubieten, so viel du willst.«

»Wegen nichts?«, gab sie mit überraschtem Lächeln zurück. »Die *toubabs* kommen nie wegen nichts. Bist du Tourist?«

»Ja, aber ich sage es keinem. Wenn man dich fragt, sag einfach, ich wäre Hotel-Inspektor.«

Sie warf mir einen unverschämten Blick unter ihren langen Rehwimpern zu. Ich sagte mir, dass sie schnell lernte, und begann Gefallen an diesem kleinen exotischen Flirt zu finden.

»Das glaube ich dir nicht ... Zahl mir noch ein Glas.«

Wir nahmen jeder noch ein Glas. Aber es fing schon an, zu viel für mich zu werden. Das Orchester legte mehr und mehr Würze in seinen Salsa; es schien, als spielten sie nur für uns, und ich hatte sämtliche Mühe der Welt, um Kojokassas heiße Hand auf meinem Schenkel zu ignorieren.

»Ich muss was essen«, sagte ich und stand unvermittelt auf.

»Ich auch«, sagte sie und zog eine komische Grimasse.

Was soll man angesichts einer ausgehungerten Frau machen? Schwankend wie ein Boot in der Dünung und unfähig, ohne Unfall die Treppe zum Restaurant emporzusteigen, ging ich zu den

Aufzügen und hielt Kojokassa am Arm. Um uns herum lächelten die Menschen freundlich, und das Orchester begleitete unseren Auszug mit einer Serenade, die sogar die Hüften eines querschnittgelähmten Alten noch in Schwung gebracht hätte. Für die Musiker stand der Ausgang unseres Abenteuers außer Zweifel. Für mich nicht minder. Mit einer kleinen Nutte ins Bett zu steigen, die dem Alter nach meine Tochter hätte sein können, stand schlicht und einfach außerhalb jeder Diskussion.

Übrigens war ich viel zu besoffen, um mir auch nur die Socken auszuziehen.

»Hör zu, Kojokassa«, sagte ich, sobald wir am Tisch saßen. »Wir trinken und essen was, und das war es dann. Ich gehe danach ins Bett, und du kannst das machen, was du ohne mich machen willst.«

Ich habe keine Ahnung, wie die Schwarzen es schaffen, rot zu werden, aber genau das tat sie.

»Du denkst, du bist zu alt, aber das stimmt nicht«, sagte sie und zeigte wieder ihre kleine Zungenspitze.

»Die Mädchen hier wissen sehr gut, dass Männer wie du sehr stark sind.«

»Kann sein, aber ich sage trotzdem nein. Du brauchst es gar nicht erst zu versuchen ...«

Dieses Mal hatte ich den Ton getroffen. Kojokassa schüttelte ihre Locken und rümpfte die Na-

se, zog ihre Zungenspitze ein und fing an, jede Menge Fragen über mein Leben in Frankreich zu stellen.

Da es ziemlich lange dauerte, bis man unsere Bestellung aufgenommen und uns bedient hatte, hatte Kojokassa sehr viel Zeit, um alles zu erfahren, und ich ebenso. Ich betrog meinen Hunger, indem ich das Bier literweise so hinunterstürzte, dass der Saal bereits wie ein festgezurrtes Segelboot schlingerte, als man uns endlich das erste Gericht brachte.

»Es ist schon zu spät, um jetzt noch wegzugehen, Corbucci«, sagte Kojokassa, die den Mund noch vom letzten Bissen des Desserts voll hatte. »Ich muss in deinem Zimmer schlafen.«

Das Essen hatte mir wieder etwas von meiner Sicherheit zurückgegeben. Genug jedenfalls, um nicht in eine so plumpe Falle zu laufen. Ich zog eine Hand voll Scheine aus der Tasche.

»Das ist fürs Taxi und die Zeit, die du durch mich verloren hast. Fahr nach Hause, Kojokassa, und danke für den angenehmen Abend.«

»Du verstehst mich nicht, Corbucci. Mein Vater würde mir um diese Zeit niemals mehr die Tür aufmachen ... Er würde mich rauschmeißen ... Er glaubt, dass ich bei einer Verwandten schlafe. Warte ...«

Sie nahm ihren kleinen Beutel, aus dem sie einen Rock für ihren *boubou* und ein sehr viel an-

ständigeres Oberteil zog als das, was sie gerade trug.

»Ich ziehe mich erst um, wenn ich zu Hause ankomme ... Mein Vater ist ein braver Muslim. Er weiß nicht, dass ich hierher komme ...«

Was soll man gegen das Unabwendbare machen? Ich nahm sie mit bis zum zwölften Stock und schwor mir, so sittsam zu bleiben, als ob das Tristan-Epos zwischen uns stehen würde.



Als wir ankamen, schloss ich mich im Badezimmer ein. Ich ließ mir Zeit. Auf dem Klo sitzend las ich die *Libération* von vorn bis hinten, ehe ich in die Badewanne stieg, um eine Dusche zu nehmen, die ich hätte im Buch der Rekorde eintragen lassen können. Danach putzte ich mir jeden Zahn einzeln, schlüpfte in mein Nacht-T-Shirt, das so lang war wie eine Soutane und auch genauso sexy, und beschloss endlich, wieder ins Zimmer zu gehen.

Sie hatte die Vorhänge geschlossen, ihren Rock über ihre Nachttischlampe gehängt und sah vom Bett aus splitternackt zu, wie Michael Jackson im Fernseher herumsprang.

»Komm schnell«, meinte sie mit dem Lachen eines aufgeregten Mädchens, »das ist das Lied, in dem die Toten wieder auferstehen ...«

Entschlossen drehte ich den obszönen Verrenkungen von Mickeys bestem Freund meinen Rücken zu und hüllte mich in mein Laken. Der Fernsehschirm spiegelte sich in der Fensterscheibe. Ich sah auch den dunklen und schlanken Körper Kojokassas, der sich im Rhythmus von »Thriller« bewegte. Ganz gefangen von dem Videoclip, schien sie mich vergessen zu haben und tanzte, so lang, wie sie da lag, ganz für sich alleine und für den schlecht gebleichten Ex-Schwarzen,

der seine Rasse bis zur Hautfarbe verleugnete. »Beat it« war inzwischen auf »Thriller« gefolgt, ohne dass Kojokassa meine Gegenwart zu bemerken schien. Halb enttäuscht, halb beruhigt schlief ich bei den ersten Takten von »I'm bad« ein.

Ich träumte gerade von den Zeiten, als die Mädels mich nicht hatten schlafen lassen, als eine Stimme mir ins Ohr kroch.

»Wieso willst du nicht mit mir Liebe machen?
Denkst du, ich bin krank?«

Ja, wieso? Die Idee *der* Krankheit war mir noch nicht gekommen, weil ich niemals daran gedacht hatte, sie mir bei Kojokassa einzufangen. Aber jetzt, da ihr Körper gegen meinen Rücken wogte, als ihre widerspenstige Mähne sich sanft an meinem Hintern bewegte, als ihre Hände mich dort massierten, wo die Müdigkeit am größten war, wie sollte ich nicht daran denken?

»Ich habe Kondome dabei«, säuselte sie. »Ich habe keine Liebe mehr gemacht, seitdem der Arzt mein Blut untersucht hat, aber ich habe trotzdem Kondome dabei.«

»Wie, du hast keine Liebe gemacht?«, stammelte ich. »Ich dachte ...«

Was? Dass sie eine Luxushotel-Nutte wäre? Dass sie sich für eine Hand voll afrikanischer Francs auf den Rücken legte?

»Du weißt überhaupt nichts, Corbucci«, mein-

te sie, drehte mich um und küsste mich leidenschaftlich.

Es war so heiß, so zärtlich und sanft, dass ich aufgab. Sie führte ihre Lippen bis unter meinen Bauch, erregte mich und ließ mich in ihrem Mund verschwinden, wo ich steifer war als ein Schiffsmast. Kaum spürte ich, wie sie mir das Kondom überstreifte. Sie versicherte sich mit einer weiteren Liebkosung ihrer Lippen meiner Kraft, und indem sie mich mit einer geschlossenen Hand hielt, trieb sie mich zum letzten Angriff.

»Warte«, sagte ich und drehte sie auf den Rücken.

Ich kannte bereits andere Afrikanerinnen. Genug, um mir das Vergnügen an dieser schwarzen Haut mit ihrer besonderen Beschaffenheit und Süße nicht entgehen zu lassen. Straff und seidig, so dass mir meine Hand wie eine große weiße Spinne vorkam. Kojokassa war kein Mädchen mehr, wie ich schon befürchtet hatte; ihre schweren Brüste waren bereits die einer Mutter. Ihre Brustwarzen wurden unter meiner Zunge hart, und ich nahm meinen Weg bis zum Nabel und zu der widerspenstigen, flachen und kurz behaarten Tundra ihres Schambeins. Mit einem kleinen spitzen Schrei öffnete sie die Schenkel und begann auf *bambara* zu stöhnen, als mein Mund über der wunderschönen rosa Öffnung ihres Ge-

schlechts lag. Ich musste innerlich lächeln, als ich mich fragte, ob sie nur so tat. Aber als ich meine Zunge wieder auf die Mündung ihres Geschlechts legte, hatte sich mein Schwanz beinahe verkrümelt. Nichts; es war nichts da. Kein kleiner Knopf, der steif aufgerichtet war, um mich zu erwarten. Keine Schamlippen, keine Klitoris, nichts, nur eine Narbe, eine Naht, deren Stiche meine entsetzte Zunge fast nicht gespürt hätte. Beschnitten. Kojokassa war beschnitten. Trotzdem stöhnte sie weiter und wand sich, während ich versuchte, mich von dem Schock zu erholen.

»Komm«, sagte sie und zog mich auf sich.

Wieder nahm sie meinen Mund und nahm mich mit einer geschmeidigen Bewegung ihres Beckens und mit gespreizten Beinen in sich auf. Die Nase ins Kopfkissen vergraben, die Augen feucht von wütenden Tränen, so ließ ich sie ihren Orgasmus mit Leidenschaft genießen und hielt mich so lange zurück, bis ihre Schreie nur noch ein einziges Wimmern waren.

Ich glaube mich zu erinnern, dass in jener Nacht mein eigenes Vergnügen ein trockenes war, fast gefühllos, als ob ich mir eher ein Leid antun wollte, anstatt zu genießen.



»Du warst sehr stark heute Nacht«, sagte Kojokassa und fuhr mit einer Hand zwischen meine Beine.

Sie hatte die Vorhänge ein wenig geöffnet, und die Sonne, die auf den Niger schien, ließ mich die Augen ganz schnell wieder schließen.

Dieses Mal ergriff sie die Initiative bis zum Schluss und verschwand danach im Badezimmer, während die Klimaanlage meinen Körper mit Eis umhüllte.

Normalerweise sind für mich die Geräusche einer Frau, die ich gerade geliebt habe, wie eine angenehme Fortsetzung des Vergnügens. Ich versuche sie zu identifizieren und stelle sie mir dann als eine Feier für jede Partie ihres Körpers vor, die unseren Liebeskampf mitgemacht hatte. An diesem Morgen aber überkam mich wieder die Erinnerung an ihr verstümmeltes Geschlecht, und zwar so stark, dass ich wie ein ungehobelter Klotz wieder einschliefe. Als ob das schlechte Gewissen, eine Verkrüppelte missbraucht zu haben, gerade so heftig wäre wie das, selbst bei ihr zum Messer gegriffen zu haben.

Als ich aufwachte, wartete Kojokassa auf mich, indem sie fernsah. Abgeschminkt und mit ihren afrikanischen Klamotten bekleidet, wirkte sie wie ein keusches Mädchen, das für den morgendlichen Markt zurechtgemacht war.

»Ich habe Hunger«, sagte sie und ließ wieder ihre kleine Zungenspitze sehen.

Sie beugte sich vor, um mich zu küssen, und ich sah zum ersten Mal die beiden kleinen blauen tätowierten Striche in den Falten ihrer Lider.

»Was ist das?«, fragte ich sie und strich sanft mit dem Fingerrücken darüber.

»Eine *Peul*-Tätowierung ... Mein Vater ist ein *Bamana*, aber meine Mutter war eine *Peul*.«

Ich hatte fragen wollen, wer für das andere verantwortlich war, die *Bamana* oder die *Peul*, aber ich begnügte mich damit, den Hörer abzunehmen, um das Frühstück zu bestellen.

Während sie ihre Wiener Würste verschlang, versuchte ich heimlich, meine Brieftasche zu erreichen. Ich hatte nicht den geringsten Schimmer von den gegenwärtigen Tarifen, und ich hätte mir eher die Zunge abgeschnitten, als das Thema mit Kojokassa anzugehen. Was sie mir gegeben hatte, hatte ohne Zweifel seinen Preis, aber was ich mir genommen hatte, schien mir nicht bezifferbar zu sein. Ich habe nie ein Geheimnis aus meiner Vorliebe für kurze und bezahlte Liebschaften gemacht. Dabei komme ich oft auf meine Kosten, und ich gebe dem auch nur nach, wenn ich in der Position bin, nicht über den Preis reden zu müssen. Ich weiß, dass eine ganze Armee von Frauen davon träumt, mir schon aus geringfügigeren Gründen die Eier abzuschneiden,

aber, Herr im Himmel, jeder verkauft das, was er in dieser Scheißwelt hat ... Damit will ich sagen, dass, obgleich ich gewohnt bin, für Nutten zu bezahlen, ich mich weigerte, Kojokassa als eine solche zu betrachten, und mir wünschte, ihr genügend Zaster zu geben, damit sich mein Gewissen wieder erholte, das Gewissen eines unverberlichen Dreckskerls.

Ich hatte meine Hand voller Scheine bereits in ihre Tasche gleiten lassen, als sie diese mit einer schnellen Bewegung fortstieß.

»Ich will dein Geld nicht«, sagte sie mit vollem Mund.

Die Faust mit den Scheinen sank aufs Bett. Kojokassa warf einen kurzen, eiskalten Blick darauf.

»Du spinnst ... das ist mehr als das Zweifache, was mein Vater auf ehrliche Weise verdient.«

»Das hat nichts zu sagen. Dein Vater würde in Frankreich noch zehn Mal mehr verdienen und wäre immer noch schlecht bezahlt. Und Glück wird sowieso nicht wie Arbeit bemessen.«

Eine idiotische Bemerkung, aber Kojokassa nahm sie mit einem entzückenden Lächeln auf.

»Ich wusste, dass du ein netter Mensch bist ... Es ist nur so, dass ...« Und sie beendete ihren Satz mit einer Handbewegung, die unseren gemeinsamen Kampfplatz bezeichnete. Das war schmeichelhaft, aber ich war ein wenig zu alt, um es zu glauben.

»Was willst du dann?«, fragte ich in einem plötzlich rauen Tonfall.

Sie schürzte die Lippen, senkte den Blick und fing an, ihre Locken durcheinander zu werfen. Schon fragte ich mich ernsthaft, in welchen Schlamassel ich mich begeben hatte.

»Es ist nämlich so, mein Onkel ... Er sagt, du kannst uns helfen ...«

»Euch helfen womit? Wer ist dein Onkel?«

»Reg dich nicht auf, Corbucci«, stammelte sie. Sie konnte ihre Tränen gerade noch zurückhalten. »Er sagt, du wärst ein großer Detektiv und ein großzügiger Mann.«

Scheiße, das war ihr Onkel! Wieder sah ich den bösen Blick, der mich im Rückspiegel eingehend musterte, während ich mich immer mehr in meine Lügen verwickelte.

»Du willst doch nicht sagen, dass du keine echte Nu... Nein, entschuldige ... Du willst also sagen, dass dein Onkel dich geschickt hat, damit du mich an der Hotelbar aufgabelst? Was macht dein Onkel eigentlich? Zuhälter?«

»Bitte, Corbucci, reg dich nicht auf«, bat sie inständig, »mein Onkel kennt das Leben, er hat in Paris gelebt, ehe er Taxifahrer wurde ... Jedenfalls hatte ich schon ein Kind, ohne verheiratet zu sein, und ich liebe meine Schwester so sehr, dass ich zugestimmt habe.«

Jetzt noch ihre Schwester. So ein Irrsinn! Ich

verbringe die Nacht mit einer jungen Frau, und dann finde ich die ganze verdammte Familie in meinem Bett. Ich hätte irgendwas zerdonnern können, aber Kojokassa schien so erschrocken, dass ich erst mal ins Bad pissen gegangen bin, um es genau zu sagen.

»Gut«, sagte ich, als ich zurückkam, »wenn du mir alles von Anfang an erzählst.«

»Okay«, meinte sie mit zerknirschtem Lächeln. »Aber ich möchte dir noch sagen, dass ich es getan habe, ohne mich zu zwingen ... Zu Anfang habe ich mich geschämt, aber als du mit mir geredet hast, hatte ich sofort Lust.«

»Komm schon, komm schon«, brummte ich ungnädig, »erzähl mir jetzt endlich deine Geschichte.«

Am Ende war diese Geschichte ganz einfach. Ihre Schwester Aïda lebte in Paris bei einer Diplomatenfamilie aus Mali, die sie wie eine Sklavin hielt. Keine Bezahlung, kein Ausgang, zwanzig Stunden Arbeit pro Tag, und schlafen musste sie auf einem Stück Matratze im Büro. Unbeschränkt verfügbar für alles, einschließlich der Lüste sämtlicher Männer des Hauses wie auch derer Freunde. Kein Ausweis mehr, aber eine Höllenangst vor der Welt da draußen. Grauenhaft, skandalös – und klassisch. Neu an dieser Geschichte war, dass die ganze Familie zur Sommerfrische nach Bamako gekommen waren und

dieses eine Mal Aïda mitgeschleppt hatte. Der Onkel hatte sie zufällig am Flughafen gesehen. Er war seinem Bruder zuvorgekommen, dem Vater von Aïda und Kojokassa, hatte von ihm das Kommando über die Rettungsaktion erhalten und dann mich ausgewählt, der ich das Kommando bilden und leiten sollte. Ich und meine Lügen. Ich und meine blöde Idee, mich lieber als Detektiv denn als Tourist beanspruchen zu lassen.

»Er hat meinem Vater gesagt, dass er einen so schüchternen *toubab* getroffen hätte, der wegen gar nichts hierher gekommen wäre, so dass er lieber gelogen hätte ... Er hat auch gesagt, dass ein Franzose, der wegen einer solchen Sache so schlecht lügt, einfach der Typ sein muss, der einwilligt, uns zu helfen.«

Das war wohl die verworrenste Begründung, die man mir jemals aufgetischt hatte, aber ich fragte mich sowieso schon, ob die gerade Linie nicht ein Vorurteil der *toubabs* war.

»Dein Vater ist auf dem Laufenden, was ...« Zu beschämt, das Wort in den Mund zu nehmen, machte ich eine Geste, mit der ich Kojokassa, mich und das Bett einschloss.

»Nein.« Sie wurde rot. »Er hat mich von zu Hause fortgejagt. Mein Onkel hatte die Idee.«

Da schau her! Der moderne Onkel, der lange genug in Paris gelebt hatte, um zu wissen, wie man die alten Seilschaften einfing.

»Tut es dir Leid?«, zierte sich Kojokassa.

Nein, mir tat nichts Leid. Aber wie hätte sie auch ahnen können, dass das, was ich *nicht* zwischen ihren so bezaubernd geöffneten Beinen gefunden hatte, so schwer bei meiner Entscheidung wog?

»Ich will sehen, was ich machen kann«, sagte ich, »aber ich will zuerst deinen Vater treffen.«

»Mein Onkel wartet vor dem Hotel auf uns«, sagte sie hastig. »Er ...«

»Zuerst dein Vater. Es ist seine Tochter, und ich will, dass er mich selber bittet. Dein alter Mistkerl von Onkel ist zu gerissen, als dass ich ihm vertraue.«

»Du erzählst ihm doch nicht ...«

»Wie du mich aufgegabelt hast? Sicher nicht. Das ist nichts, was man dem Vater eines anständigen Mädchens erzählt.«

Sie war so froh, dass ich mich schnell wieder anziehen musste, um nicht zu riskieren, sie zu enttäuschen.



Der Onkel überfiel uns fast am Hotelausgang.

»Und?«, fragte er. »Wie war es?«

»Diese Frage würde ich gerne vergessen, wenn Sie gestatten«, sagte ich mit meinem ernsthaftesten Blick. »Wenn Sie von Aïda reden – Ihre Nichte hat mir schon alles gesagt.«

»Und?«

»Also, ich werde mit ihrem Vater darüber reden. Er muss mich engagieren.«

Sein spitzbübischer Blick ließ mich unbehaglich fühlen. Kojokassa aber blickte hartnäckig woandershin.

»Das ist richtig«, stimmte der Onkel zu. »Ich werde Sie hinbringen.«

Er stürzte sich in sein Taxi, ohne dass ich eine Andeutung machte, ihm zu folgen.

»Sie werden doch nicht zu Fuß dorthin wollen«, sagte er und schien plötzlich voller Zweifel.

»Nein, aber ich werde nicht mit Ihnen hinfahren ...«

Ich drückte ihn in die Ecke und massierte ihm ein wenig die Schulter.

»Sie sind ein ausgemachter Dreckskerl«, sagte ich leise zu ihm. »Zwischen Kojokassa und mir ist nichts gewesen, und wenn Sie auch nur ein Wort weitersagen, zerbreche ich Ihnen jeden Knochen einzeln. Klar?«

Er brauchte nicht zu antworten. Sein schwarzes Gesicht wurde grau, und er zog in Richtung seines Taxis ab.

»Was hast du ihm gesagt?«, fragte die beunruhigte Kojokassa.

»Dass wir jeder in einem eigenen Zimmer geschlafen haben. Das ist die offizielle Version, und lass niemanden das Gegenteil behaupten.«

Ich hatte es nicht für möglich gehalten, aber das Taxi, das uns mitnahm, war noch klappriger als das von Onkelchen. Der Fahrer nahm die Adresse, die Kojokassa ihm gab, mit heftigem Kopfschütteln zur Kenntnis und bedachte uns mit einem Start, der die Mechanik des Wagens bis in die Untergründe seiner alten Seele aufstöhnen ließ. Mit einem akrobatischen Fahrmanöver fädelte er sein Wrack in den Kreisverkehr ein, ohne sich im Geringsten um den grünen Minibus zu kümmern, der zum Glück mit wirksamen Bremsen ausgestattet war, so dass er es gerade noch schaffte, uns nicht zu pulverisieren. Entzückt ließ Kojokassa ein perlendes Lachen ertönen und presste sich an mich wie ein aufgeregtes Mädchen in der Achterbahn.

Ich habe wohl versucht, während der Fahrt den Arsch zusammenzukneifen, aber der Zustand der Straßen und der Stoßdämpfer machte jegliche Anstrengung zunichte.

Kojokassa erklärte mir, dass ihr Vater als Mädchen für alles in einem privaten Lyzeum arbeitete, das ziemlich weit vom Stadtzentrum entfernt lag. Die Tatsache, dass es ein privates Lyzeum war, war wichtig angesichts dessen, dass sich die öffentlichen Anstalten seit zwei Jahren im Dauерstreik befanden. Jedes Mal, wenn die Studenten und Schüler beschlossen, das Joch wieder auf sich zu nehmen, nutzten die Profs das, um ihrerseits die Arbeit auszusetzen. Das war, so sagte Kojokassa, der einzige Schwachpunkt von Präsident Alpha Oumar Konaré. Man wusste nicht genau, wie er damit zurechtkam, aber Tatsache war, dass der gesamte Ausbildungsbereich beschlossen hatte, ihm das Leben zu verriesen.

Für eine junge Afrikanerin, die eher summarisch gebildet war, hatte Kojokassa eine überraschende Kenntnis der politischen Probleme ihres Landes. Während das Taxi uns durchschüttelte wie die Glöckchen an der Narrenkappe eines epileptischen Clowns, pries sie die Vorteile der Demokratie in Mali, die etwa siebzig politische Parteien umfasste, eine jede mit ihrer eigenen Radiostation ausgestattet. Kojokassa nannte mir sogar den Namen der Partei, bei der ihr Vater Mitglied war, und ergänzte mit schalkhaftem Lächeln, dass der nationale Parteikonvent bequem im Salon des amtierenden Präsidenten abgehalten werden könnte. Das war nicht wirklich lustig,

aber ich lachte mich trotzdem schief. Was nämlich die Unregierbarkeit angeht, so steht Frankreich mit seinen 365 Käsesorten dann doch etwas besser da.

»Und du weißt sicher, wo es ist?«, fragte Kojokassa, die plötzlich unruhig wurde.

»Doch, ich weiß«, bekräftigte der Fahrer und bog auf die große Brücke ein, die die beiden Ufer des Niger verband.

»Weißt du es denn?«, fragte ich sie.

»Nicht genau. Ich war noch nie dort, aber es erstaunt mich doch, dass es auf der anderen Seite der Brücke sein soll.«

Jedenfalls war es zu spät. Wir warteten eine gute Viertelstunde auf der Brücke, die mich sehr an die erinnerte, die Jean Rouch in *Cocorico Monsieur Poulet* gefilmt hatte. Der Niger, der träge in der Sonne dahinfloss, war uns im gedämpften Licht des bewölkten Himmels recht wohl gesonnen, und ich hatte es nicht wirklich eilig, irgendwo anzukommen. In der Ferne glitt eine kleine Gruppe von Einbäumen langsam zur Mitte des Flusses.

»Das sind Bozos«, erklärte Kojokassa. »Sag mir jetzt nicht, du weißt nicht, was Bozos sind«, setzte sie nach, von meiner sichtbaren Unkenntnis überrascht.

Folgsam und vom Charme der Fahrt und der brütenden Hitze entkräftet, die mittlerweile im Wagen herrschte, erfuhr ich, dass die Bozos eine

sehr mächtige Fischergilde waren, eine Geheimgesellschaft mit esoterischen Riten, die sich für alle Ewigkeit das Vorrecht angeeignet hatte, auf dem Niger zu fischen. Es waren sympathische Typen, aber wild entschlossen, unbarmherzig ihr Vorrecht durchzusetzen.

Kojokassa war in ihrer Rolle als Fremdenführerin unerschöpflich. Sie schien traumhafter Stimmung zu sein, die sich unvermittelt verfinsterte, als der Fahrer sein Taxi anhielt, um mit den Straßenhändlern zu palavern, die offensichtlich genauso wenig wie er wussten, welchen Weg er nehmen sollte.

»Was für ein Fahrer bist du eigentlich?«, fragte Kojokassa, ehe sie eine heftige Tirade losließ, die der Knabe genauso wenig zu verstehen schien wie ich.

»Siehst du?«, triumphierte sie. »Du sprichst nicht mal *bambara*. Du kennst die Stadt nicht, und du kannst die Sprache nicht ... Aus welchem Busch stammst du eigentlich? Ich bin sicher, dass du noch nie ein Taxi gefahren hast, bis dir ein Verwandter diesen Wagen gegeben hat.«

Ein Bild des Jammers, den Kopf unter dem Unwetter gebeugt, gab der arme Knabe zu, dass er aus Guinea stammte, aber dass er jetzt Bescheid wüsste. Zehn Minuten später hielt er seine Klapperkiste mit einem Lächeln vor einem verlassenen Lyzeum an.

»Bist du sicher, dass dies das Lyzeum Kodonso ist?«, fragte Kojokassa und betrachtete argwöhnisch das Schild mit dem Namen des Etablissements.

»Es ist jedenfalls nicht das, was er aufgeschrieben hat«, sagte ich mit größtmöglichem Taktgefühl. »Das hier ist das Lyzeum Konaté.«

Dieses unfreiwillige Bekenntnis ihres Analphabetentums stachelte Kojokassas Wut noch mehr an. Sie packte den Fahrer, und beide verschwanden im Hof des Lyzeums und überließen mich dem amüsierten Lächeln von ein paar Gevaterrinnen, die wer weiß was für Lebensmittel verkauften, die sie in ihren Emailschüsseln vor sich liegen hatten.

Es dauerte eine Weile, bis die beiden endlich zurückkamen.

»Es ist natürlich auf der anderen Seite des Flusses«, meinte Kojokassa.

In die andere Richtung war noch mehr Stau. Der gesamte Verkehr steckte schlicht und einfach fest, und die Fußgänger, die uns überholten, waren vor unserer Sauna auf Rädern am anderen Ufer. In Nizza hätte ich den Taxifahrer längst erwürgt, bevor mir der Kragen geplatzt wäre, aber hier begnügte ich mich damit zu dösen und folgte mit den Augen der friedlichen Fahrt eines vorsintflutlichen Dampfschiffs.

»Wenn du wiederkommst, kann ich lesen«,

meinte Kojokassa. »Ich habe mich für die Abendschule eingeschrieben.«

Ich lächelte sie wortlos an. Ihre Chancen, eines Tages lesen zu können, waren sicher größer als die, dass ich wieder einmal nach Bamako käme. Es sei denn, ich würde genug Geld ansammeln, um damit eine Kneipe am Ufer des Niger aufzumachen und dort mein Leben damit zu beenden, meine Ersparnisse mit den Bozo-Fischern und ein paar Gestrandeten zu vertrinken.

Als wir endlich am anderen Ufer waren, bog unser Fahrer unerschütterlich in das Gewirr des Grand Marché ein, wo wir lange genug festsäßen, dass ich mir eine Vorstellung von der Wirtschaft des Landes und der Schönheit seiner Frauen machen konnte. Aufrecht und fest wie gut im Saft stehende Pflanzen schritten sie gemessen vor sich hin, und die schreienden Farben ihrer *boubous* ließen sie wie eine Reihe kleiner beweglicher Feuerwerke aussehen. Zuweilen fing die eine oder andere meinen Blick auf und schickte ihn, von einem entzückenden kleinen Lächeln begleitet, zu mir zurück.

Eingekeilt in ein heilloses Durcheinander, das durch die kaputten Ampeln noch gesteigert wurde, hatte ich längst die Hoffnung aufgegeben, irgendwo anzukommen, als ein gelbes Taxi von hinten auffuhr und wild hupte.

»Das ist mein Onkel«, rief Kojokassa. »Halt an,

du Blödmann ... Der da ist ein richtiger Taxifahrer. Und wenn du dich wieder mal mit uns verfährst, dann pass auf deine Ohren auf!«

Es zeigte sich, dass wir mit dem Rücken bereits vor unserem Ziel standen. Unser Fahrer erwies sich als reichlich beleidigt, und wir wechselten unter den belustigten Kommentaren der umstehenden Zuschauer das Fahrzeug. Sie hatten sichtlich Freude daran, ihre Meinung über die Notwendigkeit kundzutun, unseren Einwanderer aus Guinea zu bezahlen oder auch nicht. Unser Fahrer schmollte sogar noch, weil ich ihm angeblich nicht genug gegeben hatte für die Zeit, in der er sich mit uns verfahren hatte.



Wie alle Schulhäuser der Stadt wurde das Lyzeum Kodonso von einem Trupp bewaffneter Soldaten bewacht. Auf dem Boden sitzend, die Kalaschnikow zwischen den Knien, palaverten sie, rauchten und tranken flaschenweise Cola. Auch wenn sie im Dienst eines einigermaßen demokratischen Regimes stehen, habe ich keine besondere Leidenschaft für solche Typen in Uniform und mit Patronentasche. Wie fast überall ließen auch diese hier die Zivilisten mit einer Miene vorbeigehen, als fragten sie sich, warum noch gewartet wurde, bis man ihnen den Befehl gab, das Feuer zu eröffnen.

Vorsichtig setzte ich einen Fuß aus dem Taxi, aber die Attacke kam nicht von den Soldaten. Ich war kaum zur Hälfte aus dem Wagen, als zwei Typen mich an den Armen packten und mir die überschwängliche Freude bezeugten, die ihnen meine Anwesenheit bescherte.

»Endlich«, meinten sie einstimmig. »Wer hat Sie so lange aufgehalten? Gut, wenigstens sind Sie jetzt da ... Beeilen wir uns, die Schüler warten schon.«

Ehe ich kapierte, was los war, wurde ich ins Innere des Lyzeums geführt, wo man mir förmlich den Direktor vorstellte, den Aufseher und eine ganze Reihe Lehrer beiderlei Geschlechts.

»Ich bin untröstlich, aber ich glaube, hier liegt ein Irrtum in der Person vor«, konnte ich gerade noch hervorbringen, ehe sie auf dem Hof endlich die Waffen streckten.

»Sind Sie nicht der französische Schriftsteller, den uns das Kulturzentrum geschickt hat?«, stöhnte der Direktor; er stand kurz vor dem Zusammenbruch.

»Nein«, sagte ich ohne Umschweife.

Nie zuvor hatte ich die Gelegenheit gehabt, so viele Leute auf einen Haufen zu enttäuschen. Es war rührend, aber auch sehr unbehaglich. Schließlich begriff ich, dass sie einen Schriftsteller erwarteten, der sich mit den Schülern treffen sollte, und dass dieser Mensch – ohne jeden Zweifel immer noch in den Händen eines guineischen Taxifahrers – noch nicht angekommen war.

»Das macht nichts«, meinte der Direktor, »sie haben ihn noch nie zu Gesicht bekommen, und Sie können das genauso gut machen ... Sie werden sie doch nicht um dieses schöne Fest bringen, oder?«, setzte er stirnrunzelnd hinzu. »Man erwartet Sie seit zwei Wochen.«

»Oh, nein«, sagte ich mit dem Seufzen einer Ratte, die ihren Köder wieder verschwinden sieht.

Und man führte mich unverzüglich in die Höhle des Löwen. Wohl hundert Jungen und Mädchen bereiteten mir eine *standing ovation*,

während ich mir die Birne zerbrach, was ich ihnen erzählen sollte.

Der Lehrer stellte mich als berühmten Schriftsteller vor, der bereits ein gutes Dutzend Romane geschrieben hatte, von denen ich allerdings nicht einmal gehört hatte. Und er reichte mir ein Mikrofon, das sofort eine Rückkopplung bewirkte, die der übelsten Hard-Rock-Konzerte würdig gewesen wäre. Die Zuhörer platzten vor Lachen und Schreien, während das Lehrerkollegium sämtliche Knöpfe des Verstärkers mit bemerkenswerter Wirkungslosigkeit drückte. Schließlich zog ich den Stecker aus der Wand; eine Heldenat, die donnernden Applaus zur Folge hatte.

Zwei Stunden später sammelte ich, erschöpft, aber auch stolz, die Glückwünsche ein wie eine Diva die Blumensträuße.

»Es war wunderbar«, schwärmte der Direktor. »Ich bin sicher, der Echte hätte es nicht besser gemacht.«

Gerührt dachte ich an den armen Schriftsteller, der, um seinen Ruhm gebracht, in der fragwürdigen Bequemlichkeit einer überhitzten Seifenkiste planlos in den Straßen von Bamako herumgewirbelt wurde. Aber dann sagte ich mir, dass ihm mein Mitgefühl auch nichts nützen würde. Er würde immerhin einiges vom Land sehen, und sein Ego musste mit Sicherheit nicht noch mehr gestreichelt werden, um zu glänzen.

Für Kojokassa und ihren Onkel war ich zu irgendetwas zwischen dem Bildungsminister und dem Chefzauberer dieses Viertels geworden.

»Wie schaffst du das, so viel zu wissen?«, schwärzte Kojokassa.

»Wie alle Welt. Ich sage irgendwas und erfinde den Rest.«

Das Haus von Omar war ein niedriges Gebäude aus *bancu*, dem traditionellen Baustoff des Landes. Sämtliche Zimmer dieses Hauses, fast ohne jedes Mobiliar, öffneten sich auf einen Innenhof hin, wo ein großes Holzkohlefeuer brannte, über dem ein Kessel hing. Den Vorbereitungen nach zu urteilen, hatte Kojokassas Familie nie an meiner Bereitschaft zu helfen gezweifelt. In ihren Fest-*boubou* gekleidet und den Kopf kunstvoll in ein Tuch mit leuchtenden Farben gehüllt, führte mich die Mutter in den Hof, während Omar, an einem kleinen tragbaren Kocher kauernd, wie besessen eine blaue Teekanne bewachte. In regelmäßigen Abständen tauchten die Gesichter der neugierigen Nachbarn in den Öffnungen des Hauses auf.

»Der Tee ist unsere Nationaldroge«, sagte der Onkel augenzwinkernd. »Und er ist auch ein Zeichen des Willkommens, wenn man ihn mit einem so wichtigen Fremden wie Ihnen teilt ...«

Beinahe hätte ich ihm gesagt, er möge seine Zuhälterlügen für sich behalten, aber das Ausmaß der Hoffnung, das von den anderen Familienmitgliedern offen zur Schau gestellt wurde, ließ mich schweigen.

Omar hielt die Teekanne so weit wie möglich vom Glas entfernt, schenkte ein und reichte mir das Glas. Ich hatte erwartet, dass der Tee glühend heiß wäre, aber nicht, dass er so bitter war wie Artischockensud. Mit stoischem Gleichmut trank ich ihn unter den zustimmenden Blicken meiner Gastgeber bis zur Neige aus.

»Bitter wie der Tod«, sagte Omar und gab noch mehr Rohrzucker in die Teekanne.

Da ich mir bewusst war, an einer wichtigen kulturellen Veranstaltung teilzunehmen, nahm ich ein zweites Glas, das deutlich süßer war, und genoss es mit der Miene eines Gourmets.

»Gut wie das Leben«, meinte Omar.

Er machte weiter an seiner Teekanne herum und reichte mir zum dritten Mal ein Glas. Der Tee war nun so gezuckert, dass ich nicht anders konnte, als einen Blick zu Kojokassa zu werfen, die rot wurde und schnell den Kopf abwandte.

»Süß wie die Liebe«, bekräftigte der Onkel mit anzüglichem Lächeln.

Während der gesamten Zeremonie ging mir unaufhörlich das Bild des verstümmelten Geschlechts von Kojokassa durch den Sinn. Ange-

sichts der rituellen Rohheit der beschneidenden Eltern und der zynischen Gaunerei des Zuhälter-Onkels hatte ich sämtliche Mühen dieser Welt, meine Zunge im Zaum zu halten. Aber wie hätte ich zugeben können, was ich von der einen wie der anderen wusste, ohne Kojokassa mit dem gleichen Hieb zu treffen?

Die Mutter Kojokassas hatte einen *Thieppou dienn* vorbereitet. Ihren leicht verworrenen Erklärungen zufolge war das weniger ein malinesisches, sondern ein senegalesisches Gericht, das dann auch wegen seiner Reichhaltigkeit und des Rufes, sehr raffiniert zu sein, den es bei den *toubabs* hatte, für heute ausgewählt worden war. Es war so köstlich, dass ich mir vom Onkel das Rezept kopieren ließ und beschlossen habe, es hier *in extenso* wiederzugeben, ehe ich den verwirrenden Geschmack beschreibe.

Zunächst einmal braucht man einen Capitaine. Der Capitaine ist ein dicker Süßwasserfisch mit festem Fleisch, der leider nur sehr selten das Wasser des Nigers und anderer afrikanischer Flüsse verlässt. Wenn man also nicht dorthin fahren kann, kann man ihn auch durch eine Goldbrasse, eine Makrele, ersetzen. Außerdem braucht man alles, was man an Gemüse kriegen kann – Karotten, Rüben, Zwiebeln, Auberginen, Süßkartoffeln, Maniok, Kohl- und Kürbis-

stücke, etwas roten afrikanischen Piment (Nelkenpfeffer) und natürlich runden oder Bruchreis.

Die Zwiebeln in Öl einkochen und vier große Löffel Tomatensauce zufügen. Den gesalzenen und gepfefferten Fisch mit einem halben Liter gesalzenem Wasser dazugeben. Das Gemüse beigeben, das also zusammen mit dem Fisch kocht (das Gemüse nach und nach, je nach benötigter Kochzeit, in den Topf geben). Nach fünfzehn bis zwanzig Minuten den Fisch mit dem Schaumlöffel herausnehmen und das Gemüse weiterkochen lassen. Wenn es gar ist, wird es gleichfalls aus dem Topf genommen. Nun den gewaschenen Reis in den Sud geben und zwanzig bis dreißig Minuten bei geschlossenem Deckel kochen lassen. Den Reis auf einen großen Teller mit breitem Rand geben, darauf das warm gehaltene Gemüse, schließlich als Krönung des Ganzen den Fisch auflegen. Etwas von dem im Sud gekochten Piment hinzufügen (Vorsicht, es brennt wie Feuer). Den Boden des Topfes auskratzen, der angebrannt ist, und so den *khongn* entnehmen, den trockenen und leicht verkohlten Reis, den man jedem Gast vorlegt.

Denen, die dies alles bis zu einer richtigen Mahlzeit in einer malinesischen Familie so weit nachstellen wollen, dass sie einen *Thieppou dienn* (oder

auch jedes andere Gericht) verzehren wollen, seien hier noch die *sieben Grundregeln* für gutes Benehmen bei Tisch nachgereicht, wie sie von dem großen malinesischen Schriftsteller Amadou Hampâté Bâ niedergelegt wurden: nicht sprechen; die Augen während der Mahlzeit gesenkt halten; für sich essen (also nicht links oder rechts von der gemeinsamen Platte nehmen); keinen neuen Bissen zu sich nehmen, ehe nicht der vorangegangene heruntergeschluckt ist; den Tellerrand mit der linken Hand halten; jede Hast vermeiden, wenn man die Nahrung mit der rechten Hand aufnimmt; sich nicht selber die Fleisch- oder Fischstücke nehmen, die auf dem Teller in der Mitte liegen.

Diese stille Mahlzeit wurde von *jinimbere* begleitet, einem sehr erfrischenden Getränk aus Wasser, geriebenem Ingwer, Zitronensaft, Zucker und Minzblättern.

Unnötig zu erwähnen, dass die gemeinsame Wirkung von Tee, Piment, Ingwer und Kojokassas Augen mich sehr schnell in einen Zustand versetzte, der dem von Tschernobyl kurz vor der Explosion ähnlich gewesen sein musste.

Endlich bestätigte Omar die Aussagen seiner Tochter. Aïda hatte keine Chance, ihre Freiheit wiederzuerlangen, wenn man nicht etwas versuchte, solange ihre Sklavenhalter in Bamako waren. Es war das erste Mal, dass sie Aïda mitge-

nommen hatten. Nur alle fünf Jahre käme eine solche Gelegenheit wieder.

»Wir haben ein bisschen Geld gesammelt«, sagte Omar beschämt. »Es ist nicht viel, aber ...«

»Über Geld reden wir, wenn Sie Ihre Tochter wiederhaben. Fürs Erste brauche ich nur ein paar Auskünfte ...«

Aber sie wussten nicht viel. Ahmed Keita Babalima hatte unter der Regierung Moussa Traorés Karriere gemacht, ehe er sich vom gegenwärtigen Präsidenten hatte umdrehen lassen. Seitdem lebte er die meiste Zeit in Paris. Er war reich, aber weder Omar noch sein Bruder hatten die geringste Ahnung, welche Geschäfte er überhaupt betrieb und ob er einer einflussreichen Schicht oder der Diplomatie angehörte.

Das war sehr mager, aber ich hatte trotzdem schon eine Ahnung, wie ich mir Auskünfte über diesen Dreckskerl verschaffen würde.

Sidi brachte mich zum Amitié zurück, indem er einen Umweg über die Residenz von Babalima hier in Bamako machte. Die Einfriedungsmauern waren zu hoch, als dass man das Haus von der Straße hätte sehen können. Jedenfalls war das Haus vermutlich zu gut geschützt, als dass man eine Kommandoaktion hätte starten können. Und mit wem auch?

Ich nahm eine Dusche, zog mich um und

ging hinunter, um mir ein paar Gin-Tonic hinter die Binde zu gießen, die mich vom Staub befreien sollten, der mir in der Kehle und auf den kleinen grauen Zellen lag. Das war nicht sehr geschickt. Denn der Alkohol ließ mich klar sehen, in welch blöde Lage ich mich hineinbugsiert hatte. Und schlimmer noch, Kojokassa fehlte mir schon. Ohne sie schien mir Bamako vollständig farblos zu sein. Die Bar war düster, und die wenigen verstreuten Gäste in dieser Bahnhofshalle schienen sich zu Tode zu langweilen.

Ich zog sogar für einen kurzen Moment in Betracht, Kojokassa wieder zu treffen und mit ihr zum Flughafen abzuhauen. Richtung Nizza, wo die arme Kojokassa verkümmern würde wie eine wilde Blume, die man von einem Gebüsch gepfückt hätte. Nein, das Beste war, zu verschwinden, ohne Spuren zu hinterlassen. Die Afrikaner hatten die ausgeprägte Angewohnheit, den Weißen Lügen aufzutischen, und Kojokassa war auch nicht schlimmer als alle anderen. Eine Nutte zwar, aber was hatte mich überhaupt dazu verleitet, ein so großes Versprechen abzugeben? Das Gespenst Zorros.

Kurz davor, das Versprechen zurückzunehmen, entschloss ich mich endlich doch, mich in den Hintergrund der Bar zu verziehen und zu warten. Schließlich und noch einigermaßen ver-

schwommen sah ich einen übereifrigen Europäer in die Tombouctou-Bar stürzen.

»Ah, Monsieur Corbucci. Ich habe mich schon gefragt, ob ich die Gelegenheit hätte, Sie endlich einmal zu treffen.«

Er setzte sich neben mich und drückte mir sofort die Hand.

»Ich bin Yves Lecocq, vom französischen Kulturzentrum. Die Leute vom Kodonso haben mir von Ihrer akrobatischen Rettungsaktion erzählt. Es ist wunderbar, was Sie da gemacht haben, und ich möchte Ihnen wirklich dafür danken. Stellen Sie sich vor, unser Schriftsteller ist verloren gegangen; das heißt, nicht er, sondern das Taxi, das ...«

»Ich weiß«, meinte ich, um ihm Zeit zum Luftholen zu geben.

»Wieso, woher wissen Sie das? Haben Sie ihn getroffen?«

»Das hätte gut sein können. Ich bin auf der gleichen Taxifahrt untergegangen.«

Das fand er phantastisch, was mir den Vorzug bescherte, dass er mir eine weitere Tournee anbot.

Eine halbe Stunde später waren wir besoffen genug, so dass ich ihn fragen konnte, was er von Ahmed Keita Babalima wusste.

»Nicht viel, aber ich kann mich erkundigen. Was willst du von ihm?«

»Ihn treffen. Er besitzt etwas, das ich ihm gerne abkaufen möchte.«

»Keine Hektik. Ich sehe zu, was ich machen kann.«

Zwei Stunden später ließ mich das Telefon in meinem Zimmer vom Affenbrotbaum stürzen, auf den ich in der Hoffnung geklettert war, Kojokassa zu entdecken.

»Hier ist Yves. Bist du ganz sicher, dass du diesen Mistkerl treffen willst?«

»Erzähl.«

»Er hat mit aller Sorgfalt die Staatskassen geplündert, als er unter Traoré Minister war. Jetzt führt er seine Geschäfte von Paris aus. Nichts Anständiges, wenn du meine Meinung hören willst. Außerdem hat er einen Ehrenposten in einem UNO-Büro abgestaubt. Ein gefährlicher Typ.«

»Glaubst du, dass ich ihn treffen kann?«

»Du hast wirklich ein Schweineglück, mein Lieber. Morgen Abend ist er zum Cocktail beim Botschafter. Ich lasse dir eine Einladung zukommen.«

Beim Zimmerservice bestellte ich zu essen und zu trinken und ging dann ins Bett. Der Zimmerservice weckte mich. Drei Stunden später zwar, aber immerhin mit der kompletten Bestellung.



Den folgenden Vormittag verbrachte ich damit, am Pool zu bechern und dem Gezwitscher Kojokassas zu lauschen. Ihr Vater vertraute mir vollständig. Er hatte sogar schon damit begonnen, das Festmahl vorzubereiten, das die Wiederkehr Aidas begehen sollte. Ich war anscheinend ein so toller Typ, dass ich mich schon fragte, warum mir noch kein Mensch ein Denkmal errichtet hatte.

Ich hatte auch ein paar Telefongespräche geführt. Das erste mit einem alten Kumpel von der Präsidentengarde, der so tief gesunken war, dass er sogar in den Geheimdienst eingetreten war, um die Wahl von Mitterrand zu unterstützen.

Kurz darauf rief er mich zurück.

»Dein Typ ist ein ausgekochter Schuft. Er hat seine Moneten in alles gesteckt, was saftige Gewinne abwirft: Parkhäuser, Bürohäuser, städtische Wohnungsbaugesellschaften und so was, was ihn aber nicht daran hindert, auch in Spiele, Mädchen, Drogen und Handel mit Schwarzgeldern zu investieren. Dazu Diplomatenpass und gepanzerter Mercedes.«

»Seine Angewohnheiten?«

»Er ist ein übler Ficker. Besucht ein Etablissement im XVII. Bezirk. Sehr gut gehend und mit sämtlichen Annehmlichkeiten ausgestattet.«

Ich ließ ein leises Lachen hören und sagte:
»Ich wette, dass du da einen Informanten hast.«

»Erraten. Ein Mädchen, das ihn gut kennt. Sag mal, was kriege ich bei deiner Geschichte?«

»Die Hälfte von meinem Honorar. Mit anderen Worten: Wir gehen einen trinken. Es ist eine rein humanitäre Aktion.«

»Die müssen wohl sein«, sagte er resigniert.

Und er hing ein, nachdem er mir Name und Telefonnummer des Mädchens gegeben hatte.

Es war gerade die Zeit, in der die Mädels sich ausruhten. Sie ließ sich Zeit, bis sie abnahm, und ihre Stimme klang nach Alkohol, Zigaretten und einer ganzen Menge Sachen, von denen man besser nicht spricht.

»Ich kenne Babalima«, gestand sie. »Das ist zwar nicht unbedingt etwas, womit man angibt, aber ich kenne ihn eben.«

»Erzählen Sie mir von ihm; was er macht, was er mag, ob er heimliche Vorlieben hat, Narben ...«

»Was kriege ich dafür?«

»Nicht viel. Die Freiheit eines Mädchens und den Spaß, dabei geholfen zu haben, wie jemandem nach allen Regeln der Kunst die Eier zerquetscht werden.«

»In Ordnung. Wenn Sie vorbeikommen, kann ich Ihnen sogar das Geld geben.«

Ich sagte ihr, ich würde darüber nachdenken. Um ehrlich zu sein, hat sie mir so viel erzählt,

dass ich es am Ende war, der ihr ein großes Geschenk schuldete, schön eingewickelt in Seidenpapier und mit einer großen Schleife drauf.

Babalima frönte phantasievollen Gelüsten. Er tat gerne Böses, und ohne jemals die *Elftausend Jungfrauen* von Giulleaume Apollinaire gelesen zu haben, ahmte er oft die Ausschweifungen von Cornaboeux nach. So hatte er in einem Anfall von Leidenschaft einen Knaben erwürgt, den er gefickt hatte. Das Haus im XVII. Bezirk hatte alles arrangiert, aber das Mädchen erinnerte sich noch an den Namen desjenigen, der die Leiche hatte verschwinden lassen. Marcel Lajoue.

Ein Name, den Babalima sicher auch nicht vergessen hatte.

»Sag deinem Vater Bescheid, dass er den Hammel schlachten kann«, sagte ich zu Kojokasa.

Dann machte ich mich für den Cocktail beim Botschafter zurecht.



»Der ist es«, meinte Lecocq und wies diskret auf einen großen Burschen im Fest-*boubou*.

Toast mit Kaviar, Veuve Clicquot, saftig gebratene Bratspieße, Alkoholika großer Marken und Pimentsaucen – ich aalte mich in üppigem Luxus und gepflegter Konversation. Der Empfang fand im Garten der Botschafterresidenz statt und hatte etwas von den *happy few*, noch unterstrichen von den glitzernden Klunkern auf der schwarzen Haut der Damen. Lecocq hatte mich als einen Schriftsteller auf der Durchreise vorgestellt, und ich machte mir einen Spaß daraus, vor unseren Gastgebern die Phantasieliste meiner Werke auszubreiten. Der Botschafter erwies mir sogar die Ehre, eines oder zwei davon zu kennen.

Unmerklich führte mich der gemächlich und stetig wandernde Menschenfluss näher an Babalima heran.

»Ich nehme an, dass ich mich bei Ihnen bedanken muss«, sagte ein rundlicher Weißer zu mir, der in einem zerknitterten Anzug steckte.

Er schien überrascht, endlich irgendwo angekommen zu sein, so dass ich ihn erkannte, ohne ihn je gesehen zu haben.

»Die Mühe brauchen Sie sich nicht zu machen«, sagte ich mit einer nachlässigen Geste. »Sie

haben mir schon ein unvergessliches Erlebnis beschert.«

»Ich hoffe zumindest, dass Sie noch die Zeit hatten, einen Blick in meine Bücher zu werfen.«

»Um ganz ehrlich zu sein, nein. Es war übrigens auch nicht nötig. Das Lyzeum hat sowieso nicht das Geld, sie zu kaufen.«

»Ach so ...«

Er schien ehrlich überrascht. Aus dem Augenwinkel sah ich Babalima, das leere Glas in der Hand, wie er in Richtung Buffet schwankte.

»Rechnen Sie doch mal nach, mein Lieber ... Der Preis eines jeden Ihrer Schmöker ist höher als das halbe Durchschnittsgehalt in diesem Land. Und dann zählen Sie mal die Anzahl der Leser durch, die Ihnen bleiben würden, wenn man Ihnen in Frankreich den gleichen Tarif bezahlen würde.«

»Verdammte Armut«, meinte er kopfschüttelnd.

»Wem sagen Sie das ...«

Während er noch nachdachte, fiel ich über Babalima her. Den Rücken dem Buffet zugewandt, hielt er sich mit schwankenden Beinen an seinem Glas mit Scotch fest und beherrschte selbstzufrieden ein Geschöpf, das noch goldener glänzte als ein Schaufenster von Cartier.

»Ahmed Keita Babalima?«, fragte ich höflich.

»Ja«, brummte er, ohne mich anzusehen.

»Ich habe eine Nachricht für Sie. Kann ich Sie fünf Minuten sprechen?«

Und ich schob ihn sanft von der Menge weg. Er hatte schon ziemlich viel getankt, aber sein Fleisch unter seinem *boubou* war noch fest.

»Ich rede nie über Geschäftliches, wenn ich auf der Jagd bin«, meinte er, ohne den Blick von seiner Beute zu lassen. »Ich gebe Ihnen eine Minute.«

»Marcel Lajoue«, sagte ich klar und deutlich.

Auf einmal sah er mich an. Seine Augen waren wie zwei Flussarme, so untrennbar wie unergänslich.

»Kenn ich nicht.«

»Schade. Er ist gerade in Bamako und hofft auf ein Zeichen von Ihnen.«

Er ließ mich an die Rhinozerosse denken, die die Tierärzte im Busch mit einem Betäubungsgewehr einschläfern, ehe sie sie markieren. Er entfernte sich einige Schritte, ehe er unvermittelt anhielt und seinen großen Kopf schüttelte.

»Wer sind Sie?«

»Keine gute Frage«, sagte ich. »Die gute heißt: Wie viel und wann?«

Er leerte sein Glas, schien nachzudenken und hielt es mir hin.

»Einfacher Malt ohne Eis. Ich brauche einen klaren Kopf.«

Ich auch. Ich begnügte mich mit einem weite-

ren Glas Champagner. Als ich zurückkam, schien er den Schlag verdaut zu haben.

»Okay«, meinte er, nachdem er die Hälfte von seinem Scotch hinuntergestürzt hatte. »Nehmen wir mal an, dass das etwas zu bedeuten hat. Wie viel und wann?«

»Wie viel, das werden Sie sehen. Genug, um einem Typen zu helfen, der in der Patsche sitzt und der Meinung ist, dass Sie ihm noch etwas schulden. Wann? Morgen, das ist ziemlich sicher. Marcel würde es sich übel nehmen, Ihnen die Jagd zu versauen.«

Er zog eine Grimasse, die vielleicht unter Krokodilen als Lächeln durchgehen konnte. Und trotz meiner Lüge versetzte mich dieser Kerl in eine Höllenangst.

»Sagen wir morgen Abend an der Bar vom Amide. Versuchen Sie cool zu bleiben. Marcel hat gesagt, dass er keinen Kredit mehr geben kann. Ich weiß nicht, wovon er redet, aber er sagt auch, dass er den Finger an der Zündkapsel hätte.«

Er sah mich an wie einen dreckigen Straßenköter.

»Dann bleiben Sie dabei, nichts zu wissen, und sagen Sie Marcel, dass ich niemanden brauche, der mich an meine Freunde erinnert. Sagen Sie ihm auch, er soll zusehen und Sie hier nicht vergessen, wenn er Bamako verlässt. Hier ist kein Platz für importierte Aasgeier.«

Ich kippte noch ein paar Gläser, aß die restlichen Toasts mit Kaviar und steuerte auf den Ausgang zu, zufrieden über diese bescheidene und höchst individuelle Antwort auf meine fiskalische Nachforschung. Draußen erwartete mich eine ganze Schar zerlumpter Halbwüchsiger.

Ich besuchte die Tombouctou-Bar, ehe ich auf mein Zimmer ging. Dieses Mal begleitete das Orchester einen schwarzen, blinden Gitarristen, der auf *bambara* einen Blues von sich gab. Er trug den gleichen Hut wie ein anderer, gleichfalls blinder Typ, den ich in New Orleans gehört hatte. Kann man denn wissen, wo sich die Sehnsucht festsetzt? Ich habe es mir nie nehmen lassen, den Musikern ganze Runden auszugeben. Wenn sie dann aufhörten zu spielen, sah ich genauso klar aus den Augen wie meine beiden Blinden.

Kojokassa erwartete mich nackt in meinem Zimmer vor dem Fernseher. Während sie mich auszog, versuchte ich ihr zu sagen, dass ich zu alt wäre, um noch die Gazelle zu jagen, und dass sie sich besser davonmachte, damit ich ihr nicht das trostlose Schauspiel eines alten Säufers bieten müsste, der seinen Schwips ohne Zuhilfenahme des Klobeckens ausschlafen würde.

Vergebliche Liebesmüh. Wie hätte sie auch kapieren sollen, dass die Erinnerungen, die sie mir hinterließ, das Gewebe meines Gedächtnisses gerade so durchlöcherten wie die Tropfen einer Säure?



Jedes Mal, wenn mir die wunderliche Idee kommt, die Städte zu beurteilen, in denen ich nach Maßgabe meines Katers in den Straßen rumgelungert habe, kommt Bamako ganz oben auf meine Liste. Drei Sterne, und es lohnt einen Umweg, wie es der Spießer vom *Michelin* sagen würde, für den, der seine verdienstvollen Malocher belohnt, indem er ihnen eine hübsche Gratifikation bei der Kündigung übergibt, nachdem sie wieder mal seinen Gewinn in die Höhe getrieben haben.

Obwohl sie in einer muslimischen Familie aufgewachsen war, wusste Kojokassa diese Art von Ausschweifung zu behandeln. Sie ging hinunter, um Eis zu holen, und machte mir Kompressen, bis ich wieder Kraft genug hatte, mich zum Pool und zu meinem ersten Bier zu begeben. Sie zwang mich auch, etwas Festes zu essen, und zwar so erfolgreich, dass ich schließlich sogar genug Kraft hatte, mitzubekommen, wie sie mich pflegte und mir von meinem Ruhm erzählte. Das eigene Loblied aus dem Mund einer jungen, schönen, liebenden Frau zu hören, während die blasse und gespannte Haut des eigenen Rumpfes in der Sonne trocknet, ist eine Prüfung, die bis zur Schizophrenie führen kann, falls man nicht sehr aufpasst. Glücklicherweise wusste ich aber,

woran ich mich halten sollte. Ich musste eben vermeiden, auch nur den kleinsten Blick auf meinen Körper zu werfen, und konzentrierte mich auf den Fortgang der Operation.

Wieder nüchtern, hatte ich noch mehr Angst vor Babalima, und die Schwäche meines Bluffs vom Vorabend spiegelte sich jetzt so klar wie die Reflexe der Sonne auf dem Wasser im Pool. Dieses Schwein war hier immerhin zu Hause. Er verfügte über so viele Söldner, wie er brauchte; dazu hingen sicher jede Menge Polizisten an seinem Stiefel. Und seine Art zu lächeln ließ keinen Zweifel am Ausmaß seiner Menschlichkeit.

»Hast du Angst?«, fragte Kojokassa mich sanft.

»Woran siehst du das?«, fragte ich leicht verärgert zurück.

»An deinen Fingern. Du bewegst sie, als wolltest du die Matratze aufreißen.«

Ehe ich antwortete, legte ich meine blöden Hände flach hin.

»Ich platze vor Angst, meine Süße. Das ist wirklich kein Schauspiel für dich. Mir wäre es viel lieber, wenn du gehen würdest.«

»Warum? Mein Vater sagt, dass die Krieger, die ohne Furcht in den Kampf ziehen, die sind, die zuerst getötet werden.«

Und sie küsste mich unter den verächtlichen Blicken einer dicken blonden Touristin auf den Mund.

Lieber Gott! Dieses Mädchen war drauf und dran, mich zu einem alten Narren zu machen.

»Ich muss jetzt alleine sein«, sagte ich und stand unvermittelt auf.

Das war keine gute Idee. Die Umgebung fing an zu tanzen wie bei einer Dorf Hochzeit.

»Geh zu deinem Onkel«, sagte ich zu Kojokassa. »Sag ihm, er soll Babalima bei sich abpassen und ihm bis hierher folgen. Wenn Babalima nicht alleine kommt, dann lass dir was einfallen, um mich zu warnen.«

Sie sah mich einen Augenblick lang an, ohne etwas zu sagen, ehe sie sich davonmachte.

Wieder in meinem Zimmer angekommen, ruhte ich mich eine gute halbe Stunde unter der kalten Dusche aus, ehe ich die Klimaanlage hochdrehte und mich von ihr trocknen ließ, bis ich vor Kälte zitterte. Die Angst war kein Stück gewichen, aber die Umgebung war jetzt immerhin wieder gerade. Dann machte ich meine Reisetasche zu und verließ das Zimmer.

In der Hotelhalle kaufte ich, ohne zu handeln, einen zweischneidigen Dolch beim Souvenirverkäufer, der als Tuareg verkleidet war. Von meinem Mangel an Lebensart angewidert, wollte er den Dolch an einem Stück Leder ausprobieren, das so dick war wie mein Handgelenk.

»Du nimmst ihn so, lehnst dich ein bisschen vor, ziehst durch, und der Kopf deines Feindes

fällt auf die Erde«, sagte er und schnitt das Ding in zwei Teile.

Ich betrachtete die saubere Spur der Klinge und konnte mich gerade noch davon abhalten, mich zu übergeben. Dann bezahlte ich meine Hotelrechnung.

Die Bar war verlassen. Auf der anderen Seite der verglasten Fensteröffnung brach die afrikanische Nacht mit einem Schlag über die Stadt herein.

Ich bestellte einen Gin-Tonic und ließ ihn stehen, bis Kojokassa kam.

»Er ist alleine«, murmelte Kojokassa.

»Perfekt. Und jetzt hau ab, sofort.«

In der Halle sah ich sie Babalima über den Weg laufen. Er trug eine Tracht aus Wildseide mit kurzen Ärmeln, und seine fette, mit Ringen geschmückte Flosse hielt eine Ledertasche.

Ich stieg von meinem Barhocker, und Babalima folgte mir auf die Terrasse.

»Das Geld«, sagte ich und hielt die Hand auf.

»Wo ist Lajoue?«

»Nicht weit. Er verschwindet, wenn ich das Geld habe.«

Er warf einen kurzen Blick auf die Ledertasche, schwang sie einen Augenblick lang an seinem Arm wie ein Junge, der mit seiner Schultasche spielt, und reichte sie mir. Er schien sich seiner sehr sicher zu sein, so dass meine Angst im Galopp verschwand.

Es war mein Lieblingsgriff gewesen, als ich Aikido machte. Man lässt den Gegner die Hand aussstrecken, weicht mit einer Drehung des Oberkörpers aus und ergreift dabei mit einer Hand sein Handgelenk, während die andere Hand seine herunterdrückt, und zwar verkehrt herum, und sie mit dem ganzen Gewicht als Hebel benutzt. Das letzte Mal, als man mich auf ein Tatami geworfen hatte, wäre ich beinahe ohnmächtig geworden. Babalimas Handgelenk brach mit dem Geräusch einer trockenen Weinrebe. Sein Gesicht wurde aschfahl, und er ging auf die Knie.

»Wenn du schreist, schneide ich dir die Kehle durch«, raunte ich ihm zu und holte meinen Dolch heraus.

Er war ein verdammt harter Brocken, kein Zweifel. Babalima zwinkerte mit den Augen als Zeichen der Zustimmung, und ich zog ihn hoch, indem ich sein gebrochenes Handgelenk packte. Diese Hand legte ich auf das Geländer der Terrasse, seinen Zeigefinger unter der Schneide der Klinge. Von der Bar her musste man den Eindruck zweier Kumpel haben, die in der relativen Kühle der Nacht ein Schwätzchen hielten.

»Hör gut zu, Babalima. Du wirst schön zu dir nach Hause gehen und deiner Familie verkünden, dass du auf die Dienste von Aïda verzichtest. Du weißt doch, wer das ist, Aïda?«

»Wer sind Sie?«, stöhnte er.

»Niemand. Sag mir, dass du weißt, wer Aïda ist«, sagte ich und drückte auf die Klinge.

»Aïda Kolibali ... Sie arbeitet bei mir.«

»Falsch. Sie ist Sklavin bei dir, ein kleiner Unterschied. Morgen Vormittag wird ihr Vater sie bei dir abholen. Du wirst sie ihm übergeben und den beiden dafür danken, dass Aïda dir so gut gedient hat. Du kannst auch noch das Gehalt dazulegen, das du die ganze Zeit vergessen hast, ihr zu geben; das sollte dir klar sein. Einverständen?«

»Sicher bin ich einverstanden. Diese Buschziege ist mir völlig egal. Du hättest mich auch höflich um sie bitten können.«

Seine verächtliche Miene kehrte im selben Moment zurück wie seine Gesichtsfarbe. Ich drückte die Klinge tiefer, bis aufs Blut.

»Ich bitte nie höflich um etwas. Das bringt mich nur vom Kurs ab. Hör zu, ich bin noch nicht fertig. Wenn du nicht tust, was ich von dir will, oder versuchst, die Kolibalis deshalb in Schwierigkeiten zu bringen, dann merk dir, dass ich dir deinen Schwanz so abschneiden werde ...«

Und ich schnitt ihm den Zeigefinger ab. Er sah ohne jeden Laut zu, wie sein Finger seitlich vom Geländer herunterfiel. Jetzt hatte er wirklich Angst.

»Leg das da drauf«, sagte ich und reichte ihm ein Taschentuch, »es verhindert, dass du wie ein Schwein blutest.«

»Wer sind Sie, verdammt noch mal?« Er verfiel ins Siezen.

»Niemand, für dich zumindest. Nur jemand, der weiß, wen du fickst, und außerdem, wo und wie. Jemand, der dir den Schwanz abschneiden kann, falls du auf den Gedanken kommst, Aïda zu entlassen, ohne an deine Versprechen zu denken. Direkt am Schambein. Bis zur Narbe, die du unter deinen Schamhaaren versteckst.«

Dann ließ ich ihn los. Er erhob sich, ohne einen Blick auf das blutgetränkte Taschentuch zu werfen.

»Ich habe verstanden«, sagte er mit ziemlich fester Stimme. »Aïda geht zu ihrem Vater zurück, und ich vergesse den Namen Kolibali. Ich liebe meinen Schwanz zu sehr, als dass ich Gefahr laufen werde, ihn zu verlieren.«

Ich steckte das Messer wieder in meinen Gürtel, nahm die Tasche und drehte ihm den Rücken zu.

»Halt, warten Sie ... Verdammt noch mal, Sie schulden mir eine Erklärung ... Man nimmt mich nicht so einfach hoch, ohne zumindest ordentlich Geld dazulassen. Aïda ist die Klamotten nicht wert, die sie auf ihren Knochen trägt. Was ist also die wahre Geschichte?«

Ich ging zurück. Er erwartete offenbar wirklich eine Antwort. Als er so dastand mit seiner gebrochenen Hand und dem abgeschnittenen Zeigefinger und seine Niederlage, ohne zu zögern, einsteckte, fand ich ihn plötzlich zu menschlich, um ernsthaft weiter eine Abneigung zu empfinden.

»Ich glaube kaum, dass Sie das verstehen können. Sagen wir mal so: Sie hatten ganz einfach das Pech, in Ihren Ferien auf mich zu stoßen.«

Vor dem Hotel fand ich den Onkel mit seinem Taxi. Ich sagte ihm, dass Kojokassa in meinem Zimmer auf mich warten würde, ich sie aber nicht wiedersehen mochte. Ich sagte ihm auch, dass Aïda morgen Vormittag vor dem Haus von Babalima sein würde. Alles wäre geregelt. Babalima hätte sogar unbedingt mein Honorar begleichen wollen.

Ich kam rechtzeitig am Flughafen an, um einen Platz in der Maschine um 11.45 Uhr zu buchen.

Die junge Frau, die sich um meine Sitzreihe kümmerte, schien eine gekünstelte Version von Kojokassa zu sein. Ich weiß wohl, dass es idiotisch ist, aber als ich sah, wie sie so geschäftig den Gang entlanglief, fragte ich mich, ob man wohl auch den Stewardessen die Klitoris abschnitt.

Über die Reihe

GourmetCrime ist die einzige Buchreihe der Welt, zu der internationale Autoren original ihre Texte beitragen.

GourmetCrime vereint drei Trends in einer Buchreihe:

Genuss gilt nicht mehr als Luxus, sondern ist mehrheitsfähig geworden, und so ist es geradezu schick, auch von gutem Essen und Wein etwas zu verstehen.

Die Reiselust wächst unaufhaltsam, und es gibt keine größere Stadt auf der Welt, in der sich nicht auch deutsche Touristen heimisch fühlen.

Krimis sind seit Chandler und Hammett anerkannte Literatur, und heute steht Kriminalliteratur in der gesamten westlichen Welt auf den Bestsellerlisten.

Über den Autor

Patrick Raynal, geboren 1946 in Paris, studierte französische Literatur in Südfrankreich. Seit 1980 schreibt er Kriminalromane, verfasst Rezensionen für den »Nice Matin« und die »Monde des livres« und ist seit 1991 Leiter der berühmtesten Krimi-Reihe der Welt, der »Série Noire« im Verlagshaus Gallimard.

Über den Herausgeber

Jürgen Alberts ist einer der bekanntesten deutschen Kriminalschriftsteller. Er hat eine Romanreihe über seine Heimatstadt Bremen verfasst und organisiert internationale Krimi-Events. Seine Bücher wurden mit mehreren Preisen ausgezeichnet und in viele Sprachen übersetzt. Er reist und kocht gerne.